

Der Münzfund zu Wolsen, Cant. Zürich

Autor(en): **Keller, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses**

Band (Jahr): **1 (1869-1871)**

Heft 2-2

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sehen war, sich dieses zweihändigen Messers, das als Handbeil, als Faschinenmesser zum Wegräumen von Gesträuch u. s. w. ganz geeignet ist, als Angriffswaffe bedienen?

Noch müssen wir beifügen, dass weder wir noch andere Alterthumsforscher an diesen Messern je eine Spur einer Scheide bemerkten. F. K.

6.

Der Münzfund zu Wolsen, Cant. Zürich.

Am 9. April dieses Jahres erhielt ich von Herrn Pfarrer Esslinger in Obfelden, der sein Interesse an den Bestrebungen unsers Vereins schon oftmals bewiesen hat, und zu gleicher Zeit von Herrn Wachtmeister Bosshard in Ottenbach die Anzeige, dass zwei Tage vorher in dem zur Kirchgemeinde Obfelden gehörigen Dorfe *Wolsen* ein bedeutender Münzfund gemacht worden und von dem zum Vorschein gekommenen Gelde, wovon jeder Bericht Muster enthielt, noch ein beträchtlicher Theil vorhanden sei. Ich säumte nicht, in Begleitung unsers Conservators, Herrn Escher-Züblin, mich mittelst der Eisenbahn auf die 2½ Stunden von Zürich entlegene Fundstätte zu verfügen und den Rest des Schatzes für unsere Vereinssammlung zu erwerben.

Das aus etwa 30 Wohnhäusern bestehende Dorf Wolsen liegt in fruchtbarem Gelände zwischen der Reuss und dem Flüschen Jonen, hat eine anmuthige Lage und fleissige Bewohner, ist aber weder durch die Nähe eines Klosters oder Edelsitzes noch durch ein geschichtliches Ereigniss oder Alterthümer von früherer oder späterer Zeit allgemeiner bekannt.

Das Einzige, was sich hier als bemerkenswerth dem Alterthumsforscher darbietet, ist die Bauart der ältern Wohnungen, die für das Auge ebenso wohlgefällig, als für das Klima angemessen erscheint. Da diese Bauart, die älteste bekannte dieses Landestheiles, in raschem Verschwinden begriffen ist und die Wohnung, in welcher der Schatz lag, in dieser Weise construirt und ohne Zweifel von gleichem Alter mit dem Schatze war, sei es erlaubt, das Eigenthümliche derselben kurz zu bezeichnen.

Professor Gladbach in seinem vortrefflichen Werke über den schweizerischen Holzstyl unterscheidet drei Arten von Holzconstructions in unserm Lande, den Fachwerk-, Block-, und Bohlenbau. Es ist der letztere, der bei uns Flecklingbau geheissene Styl, dem die in Frage stehenden Wohnungen angehören. Bei einem solchen sind die 2—3 Fuss hohen Umfangsmauern des Erdgeschosses aus Findlingsteinen (Feldsteinen) von geringer Lagerhaftigkeit und unregelmässigen Bruchsteinen, an den Ecken aber mit grössern Findlingen und trefflichem Mörtel aufgeführt. An der Südseite beträgt die Dicke dieser Mauer etwa 1½', an der West- oder Wetterseite dagegen, wo dieselbe bis unter das Dach sich fortsetzt, 3'. Auf diesem steinernen Unterbau ruht ein Schwellrahmen von mächtigen Eichenstämmen, dessen Knotenpunkte mit Schlitzzapfen und Holznägeln verbunden sind. Auf den Rahmen sind die etwa 1½' starken Eckpfosten und die auf etwa 5' Distanz stehenden Zwischenpfosten eingesetzt. Die Zwischenräume zwischen denselben sind mit horizontalen, auf einander genieteten und in die Nuthen der Ständer eingeschobenen dicken Brettstücken, Bohlen, Flecklingen, ausgefüllt. Die Winkelverbindung der

verschiebbaren viereckigen Form ist durch Buge bewerkstelligt, die mit zahlreichen Zähnen auf Pfosten und Schwellen verplattet und mit hölzernen Nägeln befestigt sind.

Alle Wohnungen dieser Art sind ursprünglich mit Stroh eingedeckt gewesen.

Diese Bauweise, die, wie gesagt, die ursprüngliche dieser Gegend gewesen zu sein scheint, entspricht der ältesten bekannten und mit ihr grosse Aehnlichkeit zeigenden des Schwarzwaldes.

Es war ein Haus von der eben beschriebenen Art, welches der Eigenthümer, Heinrich Vollenweider, im März dieses Jahres niederzureissen begann, um ein steinernes an dessen Stelle aufzuführen. Ausser diesem Umbaue, bei dem sich ergab, dass das Haus weder eine Zerstörung durch Feuer, noch irgend welche Bauveränderungen je erfahren hatte, wurde eine Erweiterung des früher sehr kleinen Kellers und deshalb die Ausgrabung eines Theiles des ehemaligen Küchenraumes vorgenommen. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung stiessen hier die Arbeiter zunächst beim Schüttstein, der am meisten betretenen Stelle des Hauses, kaum einen Fuss unter der Oberfläche des Bodens, welcher aus der natürlichen Erde ohne die bei uns übliche Belegung mit Backsteintafeln bestand, auf einen von einem Steine bedeckten urnenartigen, schwärzlichen, unglasirten Topf mit weiter Mündung, welcher, wie die Beschaffenheit der Ränder an den Scherben zeigt, schon längst in viele Stücke zerbrochen war und nun unter den Streichen der Hacke vollends zerstört wurde. Dieser Topf, der ursprünglich zur Aufbewahrung von Butter oder Honig diente, war bis zum Rande mit silbernen Pfennigen (Bracteaten) angefüllt, welche der einstige Besitzer in einem Stück Leinentuch, wovon sich im Grünsparüberzug mehrerer Münzen deutliche Abdrücke zeigen, in denselben hineingesetzt hatte. Diese wunderlichen werthlosen Rechenpfennige — denn als solche betrachteten sie die Arbeiter, weil sie anstatt rund viereckig waren und theilweise eine schwärzliche Farbe hatten — wurden zwar in einen Korb gesammelt, aber vor das Haus hingestellt, so dass jeder der Umstehenden oder Vorübergehenden nach dem Grade seiner Neugierde sich mit einer Prise oder einer Handvoll bedienen konnte und die Hälfte des Schatzes in wenigen Stunden sich in die Taschen der Dorfbewohner, alt und jung, verlor.

Bei unserm Eintreffen in Wolsen am 9. April betrug der noch bei dem Eigenthümer befindliche Vorrath nebst einer beträchtlichen Menge, welche Herr Pfarrer Esslinger schenkte und andere Personen uns übergaben, etwa 4000 Stück, und diese Zahl bildete nach zuverlässigen Angaben der bei der Hebung des Schatzes zugegen gewesenem Arbeiter jedenfalls nicht die Hälfte des Ganzen.

Bei Betrachtung dieses Münzfundes drängten sich natürlicher Weise zwei Fragen auf, nämlich, was für ein Ereigniss das Vergraben des Schatzes veranlasst habe, ferner, was für eine Person in dieser Gegend eine für jene Zeit so grosse Summe besitzen konnte. Ehe wir aber die Beantwortung dieser Fragen versuchen können, wird es nöthig sein, das Heer der vorliegenden Pfennige näher zu betrachten und zu ordnen.

Die vorliegenden Silberpfennige oder Bracteaten sind einseitig geprägte Blechschnitzel mit 4 Zacken, enthalten die ungemein schlecht ausgeführte Darstellung eines menschlichen Kopfes, oder eines Thieres, oder eines Wappens oder eines andern Gegenstandes, zuweilen eine kurze Inschrift, in schwachem Relief, und bilden

nach Herrn Dr. Meyer's Abhandlungen in Band I, III und XII unserer Mittheilungen das im 13. und 14. Jahrhundert in unsern Gegenden ausschliesslich cursirende Geld, welches aus einer Menge Münzstätten geistlicher Corporationen, Städte und Dynasten hervorging. Unser Vorrath vertheilt sich, wie sich aus dem Münzbilde ergibt, auf etwa 20 verschiedene Münzstätten, von denen wir die am stärksten vertretenen hier anführen.

Die Abtei Zürich mit dem Bildniss der Aebtissin und der Umschrift ZVRICH erscheint in 3 Varietäten in 1697 Stücken.

Die Abtei Zürich mit dem Kopf des S. Felix und der Umschrift TVREGVM in 39 Stücken.

Die Stadt Solothurn mit dem Kopf des S. Ursus und der Umschrift S. VRSVS in drei Varietäten, 645 Stücke.

Die Bischöfe von Basel mit dem Kopfe oder Brustbilde von Bischöfen nebst Kreuzen, Stäben, Kelchen in 6 Varietäten, 481 Stücke.

Die Stadt und Abtei St. Gallen mit Osterlamm und Kreuzfahne in mehreren Varietäten, 267 Stücke.

Die Grafen von Habsburg-Laufenburg mit ihrem Wappen, dem schreitenden Löwen, in 68 Stücken.

Die Stadt Schaffhausen mit Widder und Thurm in drei Varietäten, 31 Stücke.

Die Stadt Bern mit Bär und dem Kopf des S. Vincentius in 31 Stücken.

Das Kloster Einsiedeln mit Raben und Kreuz in 13 Stücken.

Die Stadt Zofingen mit dem Kopf des S. Mauricius und der Umschrift ZОВI in 6 Stücken.

Das Kloster Rheinau mit dem Lachse (der aber Ohren hat und eher einem Eberkopf gleicht — ohne Zweifel eine Helmzierde —) in 7 Stücken.

Eine ziemliche Zahl der nicht aufgezählten Münzen sind solche mit neuen Typen, die Herr Dr. Meyer untersuchen und bekannt machen wird, oder stammen aus fremden Münzstätten, wie Stadt Freiburg, Isny etc. her. Etwa 100 Stück sind nicht gut erhalten und darum nicht berücksichtigt worden. Wenn in diesem Verzeichnisse die Abtei Zürich am stärksten vertreten ist, so erklärt sich dieser Umstand genügend dadurch, dass der Fundort in deren Münzbanne lag. Die grosse Zahl der Basler und St. Gallerpfennige rührt von dem Verkehr zwischen Zürich und diesen Ortschaften her, die relativ bedeutende Zahl der Habsburg-Laufenburger-Münze von dem Einfluss der österreichischen Herrschaft, unter der die Gegend des Fundortes stand. Allein ganz unerklärlich ist die grosse Masse der Solothurner Münze, welche nicht auf dem Wege des Handels hieher gelangen konnte, und die ausserdem, wie wir gleich sehen werden, durch Verbote von dem zürcherischen Münzbezirk abgehalten war.

Rücksichtlich des Silbergehaltes der verschiedenen Sorten der angeführten Pfennige zeigt sich schon auf den ersten Blick ein merkbarer Unterschied. Reines Silber wurde nie verwendet, sondern in den verschiedenen Münzstätten bestimmt, wie viel Pfennige aus einer Mark geprägt werden sollten. Im Jahre 1238 mussten in der Münzstätte zu Zürich 588 Pfennige eine Mark wägen. Eine fortschreitende Verschlechterung der Münze ergibt sich daraus, dass der Silbergehalt immer geringer, der Kupfergehalt grösser wurde und die Mark sich zunehmend auf eine grössere Zahl Pfennige vertheilte.

Als die beste unter allen der uns zugekommenen Sorten erscheinen die nach Landolt am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts geprägten Münzen der Aebtissin von Zürich, nämlich die mit dem Brustbilde derselben, sowie auch die mit dem Kopfe des h. Felix. An diese schliessen sich die St. Galler- und Bernermünzen an. Von viel geringerem Werthe sind die Schaffhauser-, Einsiedler-, Zofinger-, Solothurner- und namentlich einige bischöflich-baslerische Pfennige. Herr Professor Städeler hat die Gefälligkeit gehabt eine vergleichende Analyse der zürcherischen und Solothurner Münzen vornehmen zu lassen, deren Ergebniss folgendes ist:

1) *Aebtissin Zürich* (mit dem Brustbilde derselben).

Das Gewicht der vier untersuchten Münzen betrug 0,317, 0,380, 0,383 und 0,384 Gramm; das Mittel der Wägungen also 0,366 Gramm. Sie bestanden aus

Silber	91, 2
Kupfer	8, 8
	100, 0

2) *Münzen von Solothurn mit Ursuskopf.*

Das Gewicht der 4 untersuchten Münzen betrug 0,322, 0,331, 0,398 und 0,400 Gr. im Mittel 0,363 Gramm. Sie bestanden aus:

Silber	85, 6
Kupfer	14, 4
	100, 0

Wenn also die verschiedenen Münzstätten bemüht waren, fremder Münze den Eintritt in den für ihre Münze gesetzlich bestimmten Münzkreis zu verwehren, weil ihnen durch diese Concurrenz Schaden erwuchs, so hatte diese Eifersucht darin ihre volle Berechtigung, dass häufig eine Münze von viel schlechterem Gehalt einwanderte. Es ist sich also nicht zu verwundern, wenn im sogenannten Richtebrief von Zürich, der vom Jahre 1304 her stammt, die Münze von Solothurn ausser Kurs gesetzt wurde und wenn im Jahre 1335 und 1343 abermals Verbote erfolgten. Siehe Meyer in unseren Mittheilungen III., S. 46.

So wie der Silbergehalt ist auch das Gewicht, sowohl der Münzen der verschiedenen Münzstätten als der jeder speziellen Münzstätte, sehr ungleich. Herr Escher hat die in unsern Händen befindlichen Münzen abgewogen und aus dem Mittel das Gewicht derselben bestimmt.

Aebtissin mit ihrem Brustbild	100 Stück	38,— Gr.	Mittel	0,380.
„ „ Felixbild (Turegum)	20 „	7,25 „	„	0,362.
Ursus mit Stern über dem Haupt	100 „	32,50 „	„	0,325.
St. Gallen	50 „	16,55 „	„	0,331.
Laufenburg	30 „	10,05 „	„	0,335.
Schaffhausen	15 „	5,60 „	„	0,374.
Bern	20 „	7,00 „	„	0,350.
Bischof von Basel mit †	50 „	15,85 „	„	0,317.
„ „ „ „ 5bogiger Perleneinf.	50 „	17,76 „	„	0,355.
„ „ „ „ Buch	10 „	3,70 „	„	0,370.
„ „ „ „ Kelch	40 „	15,16 „	„	0,379.
„ „ „ „ Krummstab	40 „	15,01 „	„	0,375.

Das Gewicht der Pfennige derselben Sorte ist so schwankend, dass genau genommen unter hundert nicht ein halb Dutzend gleich schwer, oder wenn diess vorkommen sollte, ein blosser Zufall daran Schuld ist. Bei den Münzen der Aebtissin fanden wir Stücke von 0,45 und daneben von 0,30 Gr. Gewicht, bei den Solothurner solche von 0,40 und daneben von 0,27 Gr.

Dieselbe Verschiedenheit zeigt sich auch bei den andern Münzsorten in gleichem Maasse. Die Ursache dieser Ungleichheit liegt offenbar in der Art ihrer Verfertigung, welche so unvollkommen war, dass wiederum unter hundert Stücken nicht zwei völlig die gleiche Form und Grösse haben. Was nämlich die Art der Prägung betrifft, so weiss man, dass dieselbe mittelst 10—12 CM. hoher pyramidalen stählerner Prägestöcke, deren in den Archiven von Zofingen und Zürich noch mehrere aufbewahrt werden, stattfand und zwar in der Weise, dass man das zugeschnittene Silberplättchen auf die Spitze des Stahlstockes, auf der die Matrize eingegraben war, hinlegte, ein Stück Leder darauf hielt und mittelst eines Hammerschlages die Prägung bewerkstelligte.

Diese Methode ist aber so unvollkommen, dass bei den Münzen, deren Bild etwas tiefer gestochen war, der Abdruck in weitaus den meisten Fällen stumpf ausfiel, ja dass unter vielen hundert Exemplaren, wie z. B. bei der Solothurnermünze, nicht zwei gefunden werden, die ein ganz gelungenes scharfes Relief zeigen.

Schwieriger ist die Ermittlung des Verfahrens, das man beim Zuschneiden der Blechstücke anwandte. An den Gebrauch einer Schablone ist nicht zu denken bei der Verschiedenheit der Umrisse. Eher ist das Zuschneiden mittelst einer Scheere bewirkt worden, wobei dann freilich eine ausserordentliche Fertigkeit des Arbeiters angenommen werden muss, der im Stande war aus dem ungleich dicken, durch den Hammer, nicht durch die Walze verfertigten Silberbleche das gehörige Gewicht so ziemlich zu treffen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Beantwortung der Frage zurück, wann und von wem dieses Geld vergraben worden sei.

Nach dem Urtheile der Sachkundigen ist es unmöglich, das Jahrzehend oder das Vierteljahrhundert ihrer Prägung mit völliger Bestimmtheit anzugeben und es kann nur im Allgemeinen aus der sehr geringen Qualität mehrerer der vorliegenden Sorten geschlossen werden, dass ein Theil der Pfennige in die spätere oder späteste Zeit ihrer Geltung herabreicht. Genauer ist das Datum ihres Erlöschens bekannt. Im 2. Jahrzehend des 15. Jahrhunderts, bis zu welchem Zeitpunkt ihr Gebrauch sich erstreckt hat, wurde diese Sorte von Pfennigen durch eine neue Münzsorte verdrängt. Ein negativer Beweis, dass der Schatz vor dem dritten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts muss versenkt worden sein, scheint mir darin zu liegen, dass in demselben auch nicht eine einzige Münze der Stadt Luzern vorkommt, welchem Orte von Kaiser Sigismund im Jahr 1418 der Pfennigstempel verliehen wurde. Es muss also das Ereigniss, welches das Vergraben des Geldes veranlasste, in das Ende des 14. oder den Anfang des 15. Jahrhunderts gehören. In diese Zeit fallen aber nur zwei kriegerische Vorgänge, welche die Gegend von Wolsen berührten oder möglicherweise hätten berühren können, nämlich der Zug des Erzherzogs Leopold im Jahre 1386 gegen die Eidgenossen und die Eroberung dieser Gegend im Jahre 1415 durch die Zürcher am Schlusse des Constanzerconcils. Die Gemeinde Ottenbach, welcher bis

vor kurzem das Dörfchen Wolsen einverleibt war, gehörte früher zu demjenigen Theile des sogenannten freien Amtes, der zwischen Reuss und Albis gelegen, ursprünglich Reichslehen, im Jahr 1282 von Rudolf von Habsburg bei seiner Thronbesteigung seinen Söhnen Albrecht und Friedrich übergeben wurde und bis 1415 unter österreichischer Herrschaft stand. Bei der ersten Begebenheit hatten die Bewohner dieser Gegend, auch wenn der Ueberfall, wie man anfangs glaubte, von Zürich aus stattgefunden hätte, als österreichische Unterthanen nichts zu befürchten, und der Schauplatz der Feindseligkeiten, welche dem Kriege vorangingen, lag überhaupt nicht in der Nähe. Viel eher ist an das für die Gegend so folgenreiche Ereigniss der Besitznahme des Landstriches durch die Zürcher im Jahr 1415 zu denken, welche indessen ohne allen Widerstand vor sich ging.

Es frägt sich nun, wie es möglich war, dass zu jener Zeit, in welcher baares Geld auf dem Lande so selten vorkam, ein Bauer über eine so ausserordentlich grosse Summe verfügen konnte. Nach unserer Vermuthung, auf die wir übrigens nicht das mindeste Gewicht legen, war die Person, welche in dem nahe an der Reichsstrasse, die von Ottenbach nach Affoltern führte, gelegenen Dorfe Wolsen den Schatz vergrub, ein österreichischer Beamter, der seiner Herrschaft treu die von ihm eingezogenen Gelder vor dem einrückenden Feinde in aller Eile in seiner Wohnung vergrub, und das Geheimniss dieser That bis in den Tod bewahrte. F.K.

7.

Ueber schweizerische Glasgemälde.

(Dazu Taf. VI.)

Oftmals sind es kleine unscheinbare Dinge und Launen, aus denen man auf den Charakter und die Besonderheiten eines Menschen schliessen kann, manchmal sogar mehr als aus den grossen und gewichtigen Handlungen, wo der Einzelne denn doch zum Entschlusse sich vorbereitet und zusammenrafft.

Wie diess von den Menschen gilt, so verhält es sich damit ähnlich in der Kunst, und zwar kann man das ganz speciell von derjenigen unseres Vaterlandes, der *Schweiz*, sagen.

Soll und darf überhaupt von einer Kunstgeschichte der Schweiz die Rede sein, so sind es jedenfalls nicht unsre Dome und Münster, die wir als Schöpfungen nationaler Grösse zu betrachten haben. Die Schweiz, von jeher allen Einflüssen von Ost und von West, von Süden und von Norden preisgegeben, war ein künstlerisches „Winkel-land“ von jeher und sie ist es noch heute. Neben dem burgtrotzigen Renaissancebau steht friedlich eine englisch-gothische Betkapelle, sieht man französische Miethcasernen, an denen eine herzbrechende Ornamentik so üppig wuchert, als wäre sie in Pappe gepresst. So war es schon im Mittelalter. Kaum gab es draussen in den Nachbarländern eine einzige Richtung, die nicht in unser Land hinübergespielt hätte. In der westlichen Schweiz gibt's Bauten mit urprimitiven Tonnengewölben, so ächt französisch, dass sie in Avignon oder in Arles stehen könnten; von Süden her erstreckt sich der Einfluss lombardischen Styles bis nach Chur, ja selbst bis Zürich; von Norden her weht eben so nachhaltig ein künstlerischer Zug aus